

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 12

Artikel: Der Hellseher : eine wahre Geschichte
Autor: R.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER HELLSEHER

*Eine
wahre
Geschichte
Von R. S.*

Es ist nicht ausgeschlossen, daß es Ge-
spenster gibt. Ich kenne Leute, die Geister-
erscheinungen gehabt haben wollen. Wahr-
scheinlich ist, daß andere bei solchen
Gelegenheiten einen so lähmenden Schreck
bekamen, daß ihnen das Gruseln verbot,
später davon zu reden. Solche Gespenster-
erscheinungen sind dann für die Mitwelt

verloren. Mir selber sind noch keine Gei-
ster erschienen, aber ist das ein Beweis,
daß es überhaupt keine Gespenster gibt?
Vielleicht bin ich ihnen einfach unsympa-
thisch. Wie wenig weiß man über ihre Be-
dürfnisse und Neigungen. Sie ziehen Ker-
zenlicht dem elektrischen vor, schätzen
altes Gemäuer und meiden Neubauten.

Vielleicht darf man ihnen daher eine gewisse Romantik zuschreiben, wie den jungen Mädchen früherer Generationen, die im Mondlicht seufzten. Da ich die «Hymnen an die Nacht» von Novalis sehr hoch schätze und auch Jean Paul, hätte ich zwar verwandte Neigungen, aber vielleicht bin ich trotzdem nicht genehm. Mir wäre es begreiflich; ich gehöre nicht zu denen, die glauben, jeder müsse den Narren an ihnen gefressen haben.

Von Hellsehre halte ich dagegen gar nichts, seit mich das Schicksal derart in eine Kette von Umständen gruppierte, daß es mir möglich war, mit hellseherischen Fähigkeiten zu verblüffen, die ich nie besessen habe.

*

Es war in Bayern, in der märchenhaften Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Mein Schicksal, das mich schon grob angeschnauzt hatte, war gut gelaunt. Nach einem heißen Sommer hatte ein klarer Herbst die Herrschaft übernommen. Zwei Wochen Ferien lagen vor mir; ich verfügte über bescheidene Ersparnisse, die ich für beträchtlich hielt und nun in Umlauf setzen wollte, und ich war einundzwanzig. An einem kühlen Samstagmorgen saß ich im Zug, dritter Klasse, und fuhr Richtung Würzburg. Mein Gegenüber mochte zehn Jahre mehr zählen als ich. Auch er schien die Welt begierig aufzunehmen, zeigte jedoch auch ein starkes Mitteilungsbedürfnis:

«Ich farre nach Würzburg», wandte er sich mit fremdem Akzent, der die Silben zerdehnte und verkürzte, an mich. «Ich habe dort eine gescheftliche Unterredung. Wohin farren Sie?»

«Zunächst auch nach Würzburg. Ich werde in den Hofgarten gehen und in das Julius-Spital.»

«Sind Sie auch Meddiziner?»

«Nein, warum?»

«Weil Sie in das Spital gehen.»

«Ich gehe nur in den Keller des Spitals, dort gibt es den berühmten Steinwein.»

«Mein „Alter“ macht jetzt auch eine Weinreise in derr Schweiz, vierzehn Tagen, er ist gestern forrt.»

«Ist Ihr Vater Weinhändler?»

Er lachte.

«Nein, mein Vaterr ist in Rußland; ich bin Russe. Der „Alte“ ist Chefarzt in unsren Sanatorium, wir haben hundert-dreiundsiebzig Betten und wirr sind finf Assistenten. Ich kann nurr nach Wirzburg reisen, weil err forrt ist, err weiß es niecht. Jeden Herbst fährt er in die Schweiz, er hat auch dorrt studiert, in Zürich und in Basel, err erzelt oft davon. Err macht jetzt eine Wein- und Studienreise. Err sagt, man muß den Wein trinken in derr Landschaft wo err wächst. Err geht nach Neuenburg, Waadt und Wallis.»

«Offenbar mehr eine Weinreise!»

«Nein, nachher geht err nach Davos und Arrosa und erkundigt sich bei seinen Freinden über irre Errfarrungen.»

«Also doch eine Studienreise!»

«Ja, err sagt, den besten Burgunder bekommt man in den großen Hotel in Arrosa und Davos.»

«Der „Alte“ versteht offenbar das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.»

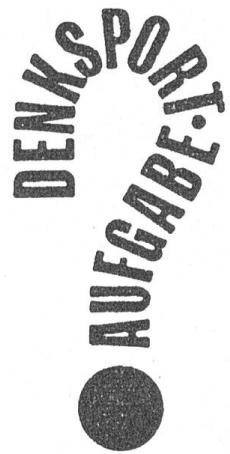
«O ja, err ist serr gescheit. Wenn err Sie ansieht mit seinen grauen Augen, denken Sie: Dem kann man nichts vor machen. Err sieht alles und macht so kurze Bemerkungen, an die man noch lange denkt. Aber err ist gerecht und err versteht Spaß.»

«Wie sieht er aus? Dick? Feuernase? Mosesbart?»

«Nein, nicht dick. Err trinkt ja nicht Bier. Err trinkt auch wenig Wein, aber ganz guten.»

«Mir sehr sympathisch, Ihr „Alter“.»

«Err hat einen kurzen, eckigen Barrt. Err ist sehr fleißig. Jeden Morgen schreibt err von 6—8 Briefen, err hat viel Freunde, err arbeitet rasch und gut. Wirr Assistenten schreiben ihm alle zwei Tage in die



Das Zündhölzchen des Kolumbus

Dieser Titel ist kein Druckfehler. Es ist zwar richtig, daß es damals, als Kolumbus nach Amerika segelte, noch keine Zündhölzchen gab; und jetzt, wo wir Zündhölzchen haben, gibt es keinen Kolumbus mehr. Wären Kolumbus und die Zündhölzchen aber Zeitgenossen, so würden wir bestimmt nicht vom Ei, sondern vom Zündhölzchen des Kolumbus sprechen. Statt «Wie stelle ich ein Ei auf die Spitze?» würde die Frage lauten:

Wie werfe ich ein Pochette-Zündhölzchen - ein einzelnes flaches Taschenzündhölzchen - aus zwei Meter Höhe auf den Boden, daß es auf der Kante liegen bleibt?

Wenn Sie diese Frage beantworten können, dann sind sie so klug wie Kolumbus, und daß Sie Amerika nicht entdeckten, liegt nicht an Ihnen, sondern nur daran, daß Amerika bereits entdeckt ist.

Lösung Seite 78.

Schweiz und unterschreiben alle fünf, ich habe zum voraus unterschrieben, damit err nicht merkt, daß ich fort bin.»

Ich versuchte mit dem Russen über russische Literatur zu sprechen. Er hatte nichts gelesen. Wenn er nicht von seinem Sanatorium und dem «Alten» erzählen konnte, war seine Unterhaltung nicht ergiebig.

Wir trennten uns am Bahnhof in Würzburg.

*

Es ist traumhaft und befreend zu-

gleich, durch eine fremde Stadt zu gehen. Die Straßen sind für unsren Anblick neu, unbelastet von irgendwelchen persönlichen Erinnerungen. Die Menschen, die uns entgegenkommen, sind, was sie in diesem Augenblicke sind; wir haben sie nicht als Kinder gekannt, wir wissen nur, was wir aus ihrem Aussehen erschließen.

Und das Erlebnis dieser Rokokostadt führt den Schweizer zeitlich und örtlich in die Ferne, fremd die engen, krummen Gäßchen, die auf wohlabgemessene Plätze führen, das Musikalische in der Linienführung der Fensterumrahmungen, die saugende Kraft der Kirchenportale, oft mit vorgelagerten Treppen, die in Kirchen führen, deren Rokokoausstattung eine Vorahnung himmlischer Räume geben soll.

Dies alles hatte ich bei einer früheren Reiseunterbrechung flüchtig gesehen, jetzt konnte ich gemächlich die Straßen durchschlendern, und morgen würde ich wieder in Würzburg erwachen.

Am Sonntag trieb es mich auf den großen Platz vor dem bischöflichen Schloß, das die große Treppenanlage von Balthasar Neumann birgt; die Hofkirche wirkt daneben in ihren gehaltenen Abmessungen intim und vornehm. Nach all der raffinierteren Kunst erschien der architektonisch angelegte Hofgarten an der Rückseite des Schlosses mit seinen alten Bäumen und vermoosten Springbrunnen wie Natur. Die mit Bastionen befestigte Stadtmauer begrenzte ihn, zu denen geschwungene Wege hinaufführten, gerahmt von zu Arkaden geschnittenen Hecken, hinter denen ein zweiter schmäler Weg läuft, mit Abzweigungen, die zu verborgenen Lauben führen. Auf roten Sandsteinsockeln hielten sich Putten die Augen zu oder versprachen mit dem Finger auf dem Mund Verschwiegenheit. Überall lag die Grazie des Rokokos und der Hauch eines Zeitalters, das Feste zu feiern wußte. Hier hätte man den Schlußakt von Figaros Hochzeit im Mondlicht aufführen sollen.

Plötzlich hörte ich eine bekannte Stimme: «Es ist serr hibsch in dem Hofgarten!»

Dort stand der Russe, neben ihm eine angejahrte, Brille tragende Jungfrau, die weder von der Grazie des Rokokos noch irgendeines andern Zeitalters berührt war. Wahrscheinlich der Partner der «gescheitlichen Unterreddung». Ich verschwand diskret unter dem nächsten Arkadenbogen.

Ich stieg zur grün umwachsenen Festung Marienburg, und nach einem kräftigen, aber nur mit Mineralwasser begleiteten Mittagessen begab ich mich in den berühmten Weinkeller des Julius-Spitals. Er entließ mich beschwingt, und ich benützte die Flügel, die er mir verliehen hatte, zu einer Fußwanderung nach dem Käppeli, einem anmutigen Wallfahrtsort. Hofgarten, Julius-Spital, Weihestätte, so nah sind in Würzburg Menschliches und Göttliches freundlich miteinander verbunden.

Aber vertraut und heimatlich eilte der Main abends neben mir, als ich flussentlang schritt. Was ist es, das uns zum Wasser zieht? Ist es die Urheimat, aus der alles Lebendige stammt, ist es die bildhafte Darstellung der Zeit, die geht und immer auch kommt, ist es der Spiegel des Wassers, in den man eintauchen und verschwinden kann?

Eine kleine, saubere Uferwirtschaft zeigte in dem schattigen Garten schon Lichter. Die übereinander hängenden Blätter der Gartenbäume glimmt durchscheinend verschiedene Helligkeitsstufen von Grün, wie auf alten farbigen Kirchenfenstern. Ich setzte mich an einen der mit Leinen gedeckten Tische und bestellte «Mäfisch» (Mainfische), kleine, in Öl gebackene Fische, die man samt Gräten isst. Wer hungrig eine Schüssel mit solch duftendem braunen Backwerk vorgesetzt bekommt, versteht, warum man von frischen jungen Mädchen mit sauberen Schürzen als von «knusperigen Backfischen» spricht. Wer sie gesättigt zurückschiebt, kann nachfühlen, welche Empfindungen ein junger, angriffiger Dackel, der hartnäckig einen gerollten Igel zu apportieren versucht, in der Schnauze hat.

Ich wollte den reichen Tag in einem einsamen Spaziergang durch die stillen,

mondhellen Gassen ausklingen lassen. Es sollte nicht sein. Beim Gartenausgang traf ich den Russen. Er war nicht einsam, er war verlassen und ließ den Kopf hängen. Würzburg, das mich so reich beschenkt hatte, hielt für ihn nur eine Enttäuschung bereit. In lapidaren Sätzen gab er den Befund. Seine Bekenntnisse hallten durch die träumenden Gassen:

«Ich warr im Hofgarren. Ich bin mit einer Freilein zum erstenmal zusammengetroffen. Wirr haben uns vorherr viele Brifen geschribben. Sie ist Meddizinerin, achtundzwanzig, sie will heiratten. Sie haben irr gesehn. Sie ist von mittlerer Greße, Ernährungszustand befriddigend, Brust entwickelt, Becken gut gebaut. Sie ist kurzsichtig, links zwei Dioptrien, rechts drei. — Ich habe irr gefragt, ob sie winscht freie Liebe. Sie hat mirr gesagt, sie winscht niecht freie Liebe! »

Was war da zu machen?

*

München! Wie unbedeutend erschien das meiste, was mir die Schweiz geboten, neben der Schöpferkraft eines Rubens: Der Kampf an der Brücke! Die plastische Gestaltung der «Entführung der Töchter des Leukypos», deren Kraft der Gruppierung nur in Delacroix' «Combat du Giaur et du Pacha» ein spätes Echo findet. Rubens, der den Schatten des gequälten Halbgottes Michelangelos beschwört, neben ihm sich behauptet, der im Höllensturz auf die Majestät des Gerichtes verzichtet und dafür in dem flammenden Hauch der Hölle den heißen Atem des Erlebnisses spüren lässt.

Das Selbstbildnis des alten Rembrandt aus der Sammlung Carstanjen, später in Köln. Wie wenig entspricht äußere Gel tung dem innern Sein. Das grinsende Selbstporträt des Bettlers, der ein Vermögen vergeudet, des verkommenen Säufers, der gegen sein quälendes Kopfweh ein Tuch um den Schädel gewunden, des Malers, der sein Publikum verlor — und gestiegen ist zu den heiligsten Höhen der Kunst.

Und nachmittags die weite, lichte Umgebung Münchens. Im verwilderten Park das Dornröschen-Schloß Schleißheim, in dem man auf senkrechten Leitern das Dach erstieg und weltentrückt in dem Obergeschoß eines Seitenpavillons dem Hesperiengarten des Marées gegenüberstand mit der verhaltenen Glut seiner Farben, den hervortretenden Wunschgestalten, die dieser Pygmalion ins Dasein zwang.

Die Abende am Ammersee, dessen Wasser in innigem Blau verblaßte, in einer Zartheit, die selbst vor der violetten Seidenmagie der Adria am Lido unvergeßlich blieb, wie die Erinnerung an eine feine, stille Frau vor einer siegesgewissen Schönheit nicht verblaßt.

Ich hatte noch einen Tag zur Verfügung. Trotzdem beschloß ich die Rückreise. Ich wollte gesammelt meine gewohnte Tätigkeit aufnehmen. Man muß abbrechen können.

Wieder stand ich am Coupéfenster zwischen den Reisenden, die Abschied nahmen, und sah den Begrüßungsszenen auf der gegenüberliegenden Seite des Bahnsteigs zu. Ein Reisender, gefolgt von einem Gepäckträger, hatte nach kurzer Anfrage den mir gegenüberliegenden Platz eingenommen, die Handkoffer im Gepäcknetz verstaut und blätterte nun im Kursbuch.

«Pflegen Sie schweigend zu reisen, oder lieben Sie Gespräche, um die Fahrt zu verkürzen?» fragte der Reisegefährte.

«Das kommt auf den Wert des Gegenübers an.»

Er runzelte einen Augenblick die Stirn und machte dann Anstalten, sich vorzustellen.

Ich hob abwehrend die Hand: «So war es nicht gemeint. Ich mache mir nichts aus Namen und Stand, zudem sind Reisebekanntschaften meist von kurzer Dauer.»

«Sie werden zu Hause einen großen Bekanntenkreis haben?»

«Im Gegenteil, ich lebe nahezu allein, so bin ich's gewöhnt.»

«Was treiben denn Sie so allein?»

«Ein bedeutender französischer Schriftsteller bemerkte einst: Heute schreiben nahezu alle Leute Bücher, es sollte mehr

geben, die sie lesen. Ich gehöre zu den wenigen, die lesen, dafür schreibe ich nicht, nicht einmal Briefe.»

«Und was lesen Sie denn, wenn ich fragen darf?»

«Verschiedenartiges, aber immer mit Auswahl.»

«Sehr loblich», lächelte er. «Und aus Namen und Stand machen Sie sich auch nichts. Das kann man auch. Sicher ist ein Bauer, der alle Naturerscheinungen in seinem Beruf genau kennt, oder ein Handwerker, der ein Meister ist jeden Handgriffs und die Eigenschaften des Materials feinfühlig zu verwerten weiß, aufschlußreicher als ein Privatdozent, der nur die neueste Literatur wiedergibt, oder gar die Meinung seines Professors.»

«Sie haben recht.»

Er schaute mich scharf an, lächelte überlegen und sagte: «Sie sind Schweizer, wahrscheinlich Zürcher, hab' ich's getroffen?»

«Das war nicht schwer, ich bin erst kurze Zeit in Deutschland, uns Schweizer kennt man an den Rachenlauten, den kratzenden chch und kk.»

«Doch, Ihre Rachenlaute sind in Ordnung, „nichts zu mäkeln“, würde ein Berliner sagen. Ein Deutscher hätte gesagt „richtig“, Sie dachten: „Sie händ rächcht“, er sprach das ch mit rauher Kehle, und haben den Satz ins Schriftdeutsche übersetzt.»

«Sehr scharfsinnig, doch ich könnte vielleicht von Ihnen Dinge herausbringen, die viel schwieriger herauszukriegen wären!»

«Zum Beispiel?»

«Ihren Beruf.»

«Gut, welches Métier betreibe ich?»

Er lehnte sich mit verschränkten Armen zurück und betrachtete mich voll Erwartung.

Ich besah ihn prüfend. Er hatte graue Augen, einen eckig geschnittenen, leicht ergrauenden Bart. Im Gepäcknetz stand sein Handkoffer mit zum Teil beschädigten Hotelaffichen. Neuchâtel, Ouchy, Sion waren noch gut erhalten. Er kannte die Schweizer. Konnte, mußte das nicht der „Alte“ sein. Er wurde zwar erst am Sonntag zurückerwartet, aber das konnte zu

ihm passen, daß er zu Hause unvermutet vorzeitig in einem Zimmer stand. Ich beschloß, forsch vorzugehen.

«Nun?»

Ich setzte meine Beobachtung unbeirrt fort, dann sagte ich bestimmt:

«Sie sind Arzt, Internist, wahrscheinlich Lungenspezialist.»

Er zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe:

«Getroffen, wie haben Sie das herausgebracht?»

«Nach Ihren straffen Bewegungen und den bestimmten Weisungen an den Packträger hielt ich Sie zuerst für einen Offizier in Zivil. Dazu sieht mir aber Ihr Gesicht zu geistig aus. Sie müssen einen gelehrten Beruf betreiben. Philologisch-historische Richtung kommt nicht in Frage. Ihr Ge-
haben wäre anders und Ihre Brillengläser dicker. — Also Naturwissenschaftler. Chemiker? Nein; die bekommen von der Beschäftigung mit kleinen Quantitäten und der genauen Beobachtung ihrer Gläschen etwas Kleinliches, das Ihnen fehlt. Sie müssen einen wissenschaftlichen Beruf haben, der nicht ausschließlich kleinliche Befunde registriert. Sie sind wohl Arzt.»

«Gut, vortrefflich, aber warum Internist?»

«Sie haben einen ausgesprochenen Langschädel, Chirurgen sind eher Rundschädel. Trotz Bart haben Sie eher ein schmales Kinn, ein Chirurg ein breites. Auch ist der Gesichtsausdruck ein anderer.»

«Sonderbar, wenn ich mir meine Kollegen vorstelle, so sind Ihre Beobachtungen großenteils richtig. Aber wieso Lungenspezialist?»

«Ich könnte Sie mir als Chef eines Sanatoriums denken, aber das ist es nicht allein...» Ich schwieg und schaute träumerisch an ihm vorbei.

«Was noch?»

Ich atmete schwer, als ob ich schlaftrig wäre, und sagte gedehnt: «Ich sehe Sie zusammen mit einem langgestreckten Gebäude, umgeben von Waldungen.»

«Wie, Sie sehen?»

«Ja.» — Ich kämpfte mit dem Schlaf.

«Was sehen Sie noch?»

«Lange, breite Gänge.» Ich machte eine Pause. — «173 Betten.»

«Sehen Sie noch etwas?»

Ich öffnete die Augen: «Fünf Assistenten.» — Dann schlief ich ein.

Schweizerische Anekdoten



Es war am heißen 1. August 1948. Ich lag am Waldrand, gedeckt von Gebüsch, in einem Liegestuhl und sah auf die Spielwiese des Gasthofes. An einem Tisch unterhielten sich drei Hotelgäste:

«Hüt z Abig gits öppis Rächts z bicke, s ischt 1. Augschte.»

«Jä gits e Fiir? Wer häd d Fäschtreed?»

«Ich glaube de Buume.»

«Bisch sicher?»

«Woll, er häd mi vor ere Stund gfrööged, ob ich wüssi, wänn d Eidgnosseschaft gründet worde sei.»

Die Festrede Baumanns begann mit den Worten: «Werte Miteidgenossen, leuchtende Freudenfeuer verkünden, daß heute vor vielen hundert Jahren unser liebes Vaterland gegründet worden ist.»

Dr. R. S.

Es war gut, daß ich in der Schule bei manchem lustigen Streich gelernt hatte, meine Lachmuskele vollkommen zu beherrschen. Ich wußte, daß mein «Schlaf» von zwei grauen, im Beobachten geübten Augen unter scharfer Kontrolle gehalten wurde.

Ich überlegte mir im «Schlaf» mein weiteres Vorgehen. Nach geraumer Zeit strich ich mit der Hand über die Augen, sah zum Fenster hinaus und sagte, als ob ich ein unterbrochenes Gespräch fortführen würde:

«Ich habe sehr schöne Ferien verbracht; kennen Sie München?» — Ich hatte die Seele voll von all meinen Eindrücken und erzählte ihm von Rubens, Rembrandt, dem Maurizius von Grünewald, dem Isenheimer Altar in Colmar. Erzählte ihm das Leben von Marées und sein Verhältnis zu Fiedler und Hildebrand, den damals nur wenige kannten. Ich nannte ihm Bücher, machte ihm Inhaltsangaben, zitierte prägnante Sätze, stellte Zwischenfragen. Auf meine Berufsdiagnose und ihre Hilfsmittel ließ ich ihn nicht mehr zurückkommen.

Er war zunächst verblüfft, folgte dann aufmerksam meinen Ausführungen, zog sein Taschenbuch, merkte sich Titel von Büchern, notierte sich Zitate, machte Einwendungen. Er war ein kluger, gebildeter Mensch mit vielseitigen Interessen und sehr kritisch veranlagt. Es mußte schwer sein, diesem Manne etwas vorzumachen. Ich war ordentlich stolz, daß es mir doch gelungen war.

Wir befanden uns noch in angeregter Unterhaltung, als der Zug in den Bahnhof seines Bestimmungsortes einfuhr. Die wartenden Reisenden drängten schon zum Wagen; ich half ihm das Gepäck aus dem Netz heben und erbot mich, es ihm zum Fenster hinaus zu reichen. Ein Gepäckträger war nicht in der Nähe.

«Darf ich Sie um Ihre Adresse bitten?»

«Wozu? Sie wissen, was ich von der Dauer von Reisebekanntschaften halte.»

«Würde es sich nicht lohnen, eine Ausnahme zu machen?»

Ich sah ihm ernst in die Augen: «In diesem Fall gewiß. Aber wozu?»

Er stand draußen und nahm die Ge-

päckstücke entgegen. «Geben Sie mir also Ihre Adresse!»

«Wozu? Sie schreiben jetzt schon jeden Tag von sechs bis acht Uhr Briefe. Ich möchte Ihre Arbeitslast nicht noch vergrößern.»

Er warf mir einen erstaunten, zornigen Blick zu, nahm mit einem Ruck sein Gepäck und ging seiner Wege. — Ich sah ihm nach. Da ging er hin, gebeugt unter der Last seiner Koffer und dem Geheimnis meines Hellsehertums.

*

Es tat mir leid, den trefflichen Mann so schnöde behandeln zu müssen. Aber wozu hätte ein Briefwechsel geführt? Unser Zusammentreffen war ein zu trügerischer Grund, als daß es das Fundament einer dauernden Bekanntschaft hätte werden können. Er hätte dem Geheimnis meines Hellsehertums weiter nachgeforscht, mir vielleicht belästigend einen Studienfreund aus der Schweiz auf den Hals geschickt. Und dann — ich schreibe heute noch so ungern. Wie sagt Iwan Turgeniew: «Schwache Menschen beendigen nie etwas selbst, sie warten stets auf das Ende.» — Man muß abbrechen können.

Den Russen zu verraten, kam für mich nicht in Frage. Hätte ich es im Zuge getan, was für übernormale Fähigkeiten würde ich damit dem «Alten» zugespielt haben. Er hätte von der Bahn aus den Russen telegraphisch auf den Bahnhof zitieren können.

So war jeder Verdacht, daß jemand der Zurückgebliebenen ihn verraten hätte, ausgeschlossen. Er hätte dem Sünder nach der Ankunft die Hand auf die Schulter gelegt, hätte ihm tief in die Augen gesehen, wie Gottvater dem Adam nach dem Sündenfall, und hätte ihm gesagt: «Sie haben meine Abwesenheit zu einem unrechtmäßigen Ausflug benutzt. Sie sind in Würzburg gewesen, haben dort ein Fräulein getroffen von mittlerer Größe, Ernährungszustand befriedigend, Brust entwickelt, mit gutgebautem Becken. Sie ist kurzsichtig, links zwei Dioptrien, rechts drei.»